

Linguistik trifft auf Heptapoden

Mit «Arrival» versucht sich Denis Villeneuve in Science-Fiction mit Tiefgang

CHRISTOPH EGGER

Science-Fiction aus Hollywood, das heisst heute unablässiges Recycling von Stoffen aus der Fabrik der Marvel-Comic-Helden, zumeist endlose Materialschlachten. Kluge Versuchsanlagen, die die Wahrnehmungs- und Interpretationsfähigkeit des Betrachters herausfordern, sind am ehesten im Independentkino zu finden wie jüngst Alex Garland eleganter Film «Ex Machina» (2015).

Mit einem geschätzten Produktionsbudget von um die fünfzig Millionen Dollar scheint «Arrival» doch klar für den Mainstream konzipiert. In diesem Umfeld eignen ihm geradezu Aussenseiterqualitäten. Der Kanadier Denis Villeneuve, der zurzeit den langerwarteten «Blade Runner 2049» für den kommenden Herbst vorbereitet, setzt auf ein Drehbuch (Eric Heisserer), das nach der Kurzgeschichte «Story of Your Life» von Ted Chiang eine gewisse gedankliche Anstrengung nicht scheut. Auch auf das Risiko hin, dass nicht alles auf Anhieb verständlich erscheint.

Freundliche Aliens

Die Lust am surrealistischen Einfall, die «Maelström» (2000) kennzeichnete, den Film, mit dem Villeneuve international bekannt wurde, ist inzwischen zwar gezügelt. Aber etwas davon ist noch zu erkennen in der Zeichnung der Aliens, die da ihr mehrere hundert Meter hohes gurkenförmiges Objekt senkrecht über einer Ebene in Montana in Stellung gebracht haben: Kopffüssler mit Tentakeln, deren Enden tintenstrahlähnliche Ejakulationen produzieren, die in der Trägerflüssigkeit ringförmige Rorschachtests bilden, die nun als Botschaften gelesen und verstanden sein wollen.

Deswegen hat sich die Army in Gestalt von Colonel Weber (Forest Whitaker) bei der Linguistikprofessorin Louise Banks (Amy Adams) gemeldet. Zu Beginn hält sie eine Portugiesischvorlesung; Weber ist sie durch eine Arbeit über das Persische aufgefallen, und Mandarin spricht sie auch noch – wodurch sie sich definitiv für den Job qualifiziert hat.

Ergänzt werden soll ihr Intellekt durch denjenigen des theoretischen Physikers Ian Donnelly (Jeremy Renner), dessen erstes Statement erschreckend banal ausfällt, worauf man anderthalb Stunden nichts mehr von ihm hört, bis er triumphierend den Code der Heptapoden, wie die Kopffüssler ihrer sieben Arme wegen genannt werden, als geknackt erklärt: Es sind die



Noch weiss die Linguistin Louise (Amy Adams) die ringförmigen Botschaften der Aliens nicht zu entschlüsseln.

Nullen und nicht die Einsen, auf die es ankommt. Die Erwartung, dass mit der Besetzung Renners auch etwas Action ins Geschehen komme, wird gleichermaßen enttäuscht. Der Film hat anderes im Sinn, auch wenn zwischendurch das Militär eine kontraproduktive Attacke auf die Ausserirdischen startet und weltweit, vor allem in China, die Falken das Kommando zu übernehmen scheinen in der Frage, wie mit den insgesamt zwölf gelandeten Raumschiffen umgegangen werden soll.

In der Zeitschleife

Bahn frei also für Banks. Auch wenn linguistische Theorien zumindest angesprochen werden bis hin zur vielfach widerlegten und relativierten Sapir-Whorf-Hypothese von der Relativität sprachlicher Welterkenntnis, so werden sie natürlich nicht wirklich exemplifiziert. Wichtig ist vielmehr, dass hier der Sprachwissenschaftler der Primat zuerkannt wird gegenüber einer szientistisch oder gar militärisch argumentierenden Vernunft. Wie heikel ihr Geschäft ist, zeigen die unterschiedlichen Interpreta-

tionen des aus der Kommunikation mit der extraterrestrischen Intelligenz Erschlossenen. Wo die einen «Werkzeug» lesen, sehen die andern «Waffe», wo die einen «anbieten» verstehen, lesen die andern «einsetzen».

Wenn sich dann allerdings herausstellt, dass die Kopffüssler in einer Mission auf der Erde gelandet sind, weil sie im Gegenzug «in etwa dreitausend Jahren» die Hilfe der Menschen benötigen werden, scheint die Grenze zum Esoterischen überschritten. Ihre Gabe an die Menschheit ist ein neues Konzept von Zeit, dessen Auswirkungen Banks als Erste an sich erfahren wird, indem sie mehrfach in eine Zeitschleife versetzt wird, die ihr die Zukunft ihres Kindes offenbart samt der Beziehung zu ihrem künftigen Mann, Donnelly, der vorderhand noch nichtsahnend neben ihr steht. Damit sind wir einen beträchtlichen Schritt weiter als seinerzeit in «Close Encounters of the Third Kind» (1977), dessen optimistische Sicht Spielberg dann ja bekanntlich in «War of the Worlds» (2005) widerrief.

Das überragende Beispiel eines gedanklich tiefgründigen und visuell faszi-

nierenden Science-Fiction-Films – bei dem die Science freilich zur Essenz der menschlichen Existenz kondensiert erscheint – bleibt Tarkowskis «Solaris» von 1972. Dessen Tiefe erreicht «Arrival» bei weitem nicht. Dennoch setzt er sich durch seine Machart von der gängigen Ware ab. Zwar weiss der Regisseur von «Sicario» (2015) effektiv Mittel des Actionkinos einzusetzen, wenn er die Linguistin des Nachts mit infernalischem Lärm und gleissendem Licht per Helikopter aus ihrem Bett holen und zu ihrem Einsatzort bringen lässt. Viel häufiger aber fühlen wir uns durch die Musik von Jóhann Jóhannsson und die Kamera von Bradford Young, der zuletzt mit «A Most Violent Year» (2014) von J. C. Chandor hervortrat, an Verfahren erinnert, wie sie für das Kino von Terrence Malick bezeichnend geworden sind: schweifende, «träumerische» Szenen in offenem Gelände, zumal in der Verbindung von Mutter und Kind, die dem Film sein eigentliches Gepräge geben und allfällige inhaltliche Verstiegenheiten kompensieren.

●●●● Kinos Abaton, Arena, Riffraff.

Das Zittern des Schützen vor dem Schuss

Ulrich Seidls Film «Safari» ist eine hervorragende und aufschlussreiche Studie über die Jagd

CHRISTOPH EGGER

Der begeisterte Applaus, mit dem Ulrich Seidl am diesjährigen Zurich Film Festival im praktisch ausverkauften Filmpodium zur Premiere von «Safari» empfangen wurde, liess vermuten, dass nicht unbedingt die Jünger Nimrods im Saal sassen. Der verhaltene, vielleicht sogar nachdenkliche Beifall am Schluss liess annehmen, dass Seidl seine Fans diesmal zumindest etwas verunsichert hatte, auch wenn seine Filme bis zu einem gewissen Grad Selbstbedienungsläden bleiben, aus denen sich jeder holt, was ihm gerade passt. So können die Trophäenwände, die der Film wiederholt und völlig erratisch zeigt, durchaus unterschiedlich gelesen werden. Und so ist «Safari» nicht einfach eine Abrechnung mit dem Jagdtourismus, wie ihn auch wohlhabende Europäer praktizieren.

Gewiss, Seidl bringt auch hier wieder die Bilder und Szenen, wie nur er sie in der Wirklichkeit findet beziehungsweise aus ihr destilliert: scheinbare Karikaturen, in ihrer Wirkung verstärkt durch

eine unbarmherzige Inszenierung, beglaubigt durch Aussagen, die sämtliche Bedingungen der Realsatire erfüllen. Wenn das korpulente ältere Ehepaar sich zu Beginn gegenseitig mit Sonnencreme einreibt, liegt die Assoziation zu «Hundstage» (2001) nahe. Später werden wir die Frau in ihrem Liegestuhl vor der Lodge sehen, während der Wind im Magazin blättert, das sie sich aufs Gesicht gelegt hat. Der Gatte, der nur noch mit Mühe einen Hochsitz erklimmt, döst derweil mit einem Bier in einem Unterstand, aus dem heraus alsbald vernehmliche Schnarchgeräusche das Wild fernhalten.

In «Im Keller» (2014) war Ulrich Seidl verschiedentlich beträchtlichen Sammlungen von Jagdtrophäen begegnet. Nun lässt er zum Vorspann einen Jäger vor heimatischem Tann in sein Instrument blasen; zum Abspann werden deren vier «Kein schöner Land in dieser Zeit» intonieren – ein etwas müdes Satiresignal. Tatsächlich aber scheint Österreich dem guten halben Dutzend Protagonisten stets sehr viel präsenter zu sein als Afrika in dieser nie-

spezifizierten Savanne, in der die Guides Deutsch sprechen (gedreht wurde auf Jagdfarmen in Namibia). Indem Seidl den Schwarzafrikanern keine Stimme gibt beziehungsweise keine übersetzte, sie vor ärmlichen Behausungen wortlos in die Kamera blicken oder, wiederholt, das Fleisch mit den blossen Zähnen von den Knochen eben zerlegter Wildtiere reissen lässt, scheint er die Kluft allerdings noch betonen zu wollen und betreibt zugleich Mystifikation.

Im Mittelpunkt steht aber die Jagd, und hiezu ist Ulrich Seidl einer seiner aufschlussreichsten Filme gelungen. Diese Jagd hat nichts mit irgendwelchen atavistischen Einrichtungen gemein – was nicht heisst, dass nicht dennoch entsprechende Reaktionen ausgelöst werden können; der Film vermittelt eine Ahnung davon. Hier ist alles nicht nur perfekt organisiert, ohne dass die Tiere den Jägern in irgendeiner Weise vor die Flinte getrieben würden, es wird durch die Umsicht der Veranstalter auch dafür gesorgt, dass die Tiere – jedenfalls in den Szenen, die wir zu sehen bekommen – durch einen einzigen Schuss, nur einmal

braucht es einen zweiten, erlegt werden. Verantwortlich dafür ist das exzellente Coaching. Geschossen wird ausschliesslich von einem Stativ und erst nach sorgfältiger Vorbereitung.

Hervorragend ist die Kamera von Wolfgang Thaler, der seit «Hundstage» mit Ulrich Seidl zusammenarbeitet, sein Meisterstück mit «Theeb» (2014) des jordanischen Regisseurs Naji Abu Nowar vorgelegt hat und es hier schafft, selbst im Busch und in der Bewegung die Seidlschen Mittelachsen einzuhalten. Herzstück und Höhepunkt ist die Giraffenjagd, wobei die Jagd selber völlig banal bleibt, ebenso das Zeremoniell mit «letztem Bissen» und Erinnerungsfoto. Mit atemloser Spannung sehen wir aber dem ruhigen Sterben des Tiers zu, verfolgen beklommen die Operationen, die der Abtransport des riesigen Körpers erfordert, und fasziniert, in voller Länge, wie die einheimischen Metzger das mächtige Geschöpf innerhalb weniger Minuten geradezu klinisch sauber zerlegen.

●●●● Kino Arthouse Uto in Zürich.

KINO IN KÜRZE

Dancer

jk. · Sein Charakter ist aufbrausend, sein Körper voller Tätowierungen, sein Leben geprägt von Exzessen und Drogen – Sergej Polunin ist gewiss nicht das, was man sich unter einem klassischen Balletttänzer vorstellt. Aber sein Charisma und sein unvergleichliches Talent haben ihn bis an die Spitze des Tanzolymps katapultiert. Aufgewachsen in ärmlichen Verhältnissen in der Ukraine, ist sein Werdegang geprägt von Superlativen und medialen Lobeshymnen. Doch irgendwann konnte der junge Tänzer der psychischen Belastung nicht mehr standhalten und verschwand für lange Zeit aus der Öffentlichkeit. Sergej Polunin ist ein Ausnahmetänzer sondergleichen und der Film «Dancer» von Steven Cantor eine ausgesprochen gelungene Dokumentation über einen Künstler, der an seinem Talent fast zerbrochen wäre.

●●●● Kino Arthouse Movie in Zürich.

L'odyssée

che. · Am Ende steht der Satz, dass die (von Jacques-Yves Cousteau selbst ins Leben gerufene) Cousteau Society an dieser Produktion nicht beteiligt gewesen sei. Dem etwas unübersichtlichen Film des Franzosen Jérôme Salle ist es denn auch nicht darum zu tun, seinen Protagonisten ausschliesslich im hellsten Licht erstrahlen zu lassen. Aber natürlich beeindruckt die Unermüdlichkeit, mit der der drahtige Korvettenkapitän, von Lambert Wilson attraktiv verkörpert, während Jahrzehnten seine Unternehmungen vorangetrieben hat: zunächst die technischen Entwicklungen und Verbesserungen wie Unterwasserkameras, sodann die Expeditionen mit dem Forschungsschiff «Calypso». Während Cousteau und sein Sohn Philippe (Pierre Niney) eindimensional bleiben, verleiht Audrey Tautou in der Rolle der betrogenen ersten Ehefrau dem Film Momente, in denen nicht alles schon vorfabriziert erscheint.

●●●● Arthouse Piccadilly, Arena, Corso.

Reset Restart

A. Bn. · Man kann nicht sagen, dass er in Basel fremd geblieben wäre. Liebende Eltern, ein glückliches Aufwachsen, ein guter Beruf. Wenn da nur nicht dieses Gesicht wäre, das ihn immer von anderen unterschied, wenn er nur nicht um das «schwarze Loch» wüsste, das er als Adoptivkind tief in sich herumträgt. Denn Mischa ist Bae Suk, sein Ich ein anderer, den er mit 35 nicht länger verleugnen kann. Als er merkt, dass er nur eines von 160 000 Kindern ist, die von Südkorea zur Adoption freigegeben wurden, gibt es kein Halten mehr. Er bricht seine Zelte ab und reist der fernen Verwandtschaft entgegen. Sehr feinfühlig ist Judith Lichtneckerts intimes Filmporträt. Während die Kamera Mischa nach Seoul folgt, ihm diskret über die Schultern schaut, werden wir Zeugen eines Wiederfindens, das zwischen Staunen und Angst, Sprachlosigkeit und Scham tief Menschliches freilegt. Das ist ein Triumph der Liebe über die eigenen inneren Barrieren, aber auch über die Grenzen der Kulturen hinweg.

●●●● Kino Stüssihof in Zürich.

Sing

che. · Im Animationsfilm von Garth Jennings wird ebenso viel gesungen wie gequasselt. Ein Koala namens Buster (Stimme: Matthew McConaughey) ruft eine animalische Castingshow ins Leben, um ein Theater vor dem drohenden Ruin zu retten. Alle streben sie alsbald nach Ruhm, wollen ein Idol werden: das Stachelschwein Ash (Scarlett Johansson), die elephantöse Meena (Tori Kelly), ein Mäuserich (Seth McFarlane) und mehr als nur ein rosa Schwein. Ähnlichkeiten mit «Zootopia» sind unvermeidlich, und auch beim Anhören des Potpourris aus Welthits beschleichen einen Déjà-entendus. Das Ganze hat Schmiss und Charme, ist herzig bis zum Gehtnichtmehr. Neu ist es nicht.

●●●● Kinos Abaton, Arena, Capitol, Corso, Houdini in Zürich.